

Zwischen Kriegsende und Vertreibung

In den bisherigen Berichten berichtet die Zeugin Gretl. H. aus Gatschken¹, wie sie die unmittelbare Nachkriegszeit erlebte, die Siegerwillkür und auch die Verhaftung ihres Vaters. Dieser Bericht ist ein Intermezzo zwischen den Versuchen ihren Vater zu befreien und zwei wertvolle Familienerbstücke in das viergeteilte Deutschland zu bringen im Angesicht der anstehenden Vertreibung.

Weil Vater eingesperrt war, hatten wir überhaupt keine Einnahmen mehr. Ich musste den Broterwerb übernehmen. Zuerst habe ich in der „Albatros Bar“, dann in dem tschechischen Lokal Albatros in der Langen Gasse in der Küche gearbeitet. Dort war ich im Frühherbst 1945. Da schickte mich der Koch zum Gewürzwagner in die Bräuhausgasse, um einige Gewürze zu holen. Der Koch sagte: „Steck die Binde ein! Da bist du schneller!“ Damit meinte er, ich solle ohne Armbinde auf die Straße gehen, was uns Deutschen ja verboten war. Denn wir mussten in der Öffentlichkeit die weiße Armbinde mit dem Buchstaben P (Prace=Arbeit) tragen. Der Aufforderung des Koches folgend steckte ich sie also diesmal ein. Das war dumm; denn ich hatte Pech. Unterwegs hielten mich Russen² an und verlangten den Ausweis. Ich hätte einen Tschechischen haben müssen. So warf man mich einfach auf einen Lastwagen, wo schon mehrere Mädchen hockten und fuhr uns nach Kleische.³ Dort mussten wir in einem Haus arbeiten. Die Russen waren einfach durch die Stadt gefahren und hatten Arbeitskräfte eingefangen. Wir mussten verrostete Metallbetten aufstellen und diese dabei entrosteten. Dazu benutzte ich das Schnitteisen eines Hobels, welches ich daraus erst ausbauen musste. Das machte ich dort drei bis vier Tage. Dann ging ich einfach nicht mehr hin. Ich fand Arbeit durch Frau J. in der Remise der Straßenbahn über dem Stadion in Pokau.⁴ Dort arbeitete ich ab Oktober 1945 in drei Schichten von 6 – 14 Uhr, von 14 – 22 Uhr und von 22 – 6 Uhr im Wechsel, wochenweise den Winter über bis Mai. Danach ging ich in die Rhabarberernte in die Gärtnerei J. auf die Felder in

¹ Ort im heutigen Tschechien, in der Nähe der größeren Stadt Aussig, heute Ústí nad Labem. Der tschechische Name von Gatschken lautet heute Kočkov.

² In Berichten dieser Art findet man immer wieder die Gleichsetzung der sowjetischen ‘Roten Armee’ mit dem Topos von ‘dem Russen’. Richtig ist, dass die Lingua Franca der Sowjetunion Russisch war. Jedoch bestand die Sowjetunion zu jener Zeit aus 15 verschiedenen Unionsrepubliken. Darunter u.a. Belarus, Ukraine, aber auch Tadschikistan, Georgien, Litauen, Lettland, Estland oder Moldau, die jeweils eigene Sprachen und Kulturen haben. Viele der Republiken waren zuvor eigenständige Staaten und nicht freiwillig in die UdSSR gekommen, beispielsweise das Baltikum. In solchen Berichten wird die Sowjetunion somit fälschlicherweise mit Russland gleichgesetzt – dies rührt allerdings auch von der nationalsozialistischen Propaganda her, die die Sowjetunion ebenfalls mit Russland gleichsetzte.

³ Tschechisch: Klíše.

⁴ Heute offensichtlich ebf. Pokau.

die Türmitzer Straße hinter der Biela. Herr V., der Tscheche, der den Besitz von Herrn J. an sich gebracht hatte, beaufsichtigte uns dort und überwachte auch die Rosenernte. Für diese Arbeit erhielt ich 600 bis 700 Kronen Arbeitslohn im Monat, der uns in Gatschken gerade so über Wasser hielt.

Indes wurde uns immer klarer, dass auch unsere Aussiedlung näher kam. Als äußeres Zeichen hatten uns die Tschechen z.B. das elektrische Licht abgestellt. Unseres Vaters wegen hatten wir deshalb eine doppelte Sorge.

1. Würde Vater lebend aus dem KZ⁵ kommen und würde er mit uns gehen können?
2. Würden wir trotz der Beschränkung auf 50 Kilo etwas mehr mitnehmen können?

Was wir bezüglich des ersten Problems unternahmen, habe ich bereits geschildert. Auch das zweite Problem versuchten wir zu lösen. Seit dem Sommer 1945 hatten wir beobachtet, wie gut es den Antifaschisten ging. Sie siedelten zwar auch aus, durften aber einen beachtlichen Teil ihrer beweglichen Habe mitnehmen und während bei den gewöhnlichen Vertriebenen, zu denen auch wir gehören würden, auch noch die kümmerlichen 50 Kilo Gepäck gefilzt wurden, bekamen die Antifaschisten noch von dem Raubgut der Sudetendeutschen zu ihren Sachen dazu. Was lag da näher, als sich unter Bekannten umzusehen, die zu den Antifaschisten gehörten. Und siehe da, wir fanden welche. Behutsam intensivierten wir den Kontakt zu ihnen. Eine dieser Familien war das Ehepaar Alfred und Laura P. Sie wohnten in Aussig, in welcher Straße weiß ich nicht mehr. Ihnen wollten wir die Wachteluhr mitgeben; denn das war ein Gegenstand, der

⁵ Die Zeugin meint hiermit ein Gefangenenlager für Deutsche, was die Tschechen angelegt haben. Allerdings ist diese Gleichsetzung mit den deutschen KZ sehr problematisch; die Grausamkeiten, die die Deutschen in Osteuropa nach dem Krieg erleiden mussten, zwar nicht zu rechtfertigen oder gar zu legitimieren, sind jedoch unmittelbare Reaktionen auf die vom nationalsozialistischen Deutschland begangenen Verbrechen im östlichen Europa. Dazu gehören die vorsätzliche und industrielle Ermordung von JüdInnen, Menschen mit Behinderung, Sinti und Roma, politischen GegnerInnen, Homosexuellen, Queer-Menschen, sowie weitere Opfergruppen. Diese Ermordung und Folter, wurden wegen der *bloßen Existenz* dieser Menschen begangen. Dazu muss man außerdem das rücksichtslose Vorgehen der Wehrmacht und SS im östlichen Europa reflektieren; willkürlich wurden ganze Dörfer verbrannt und Zivilbevölkerung geschunden und ermordet. Dies geschah aus einer angenommenen *Minderwertigkeit* der slavischen und anderen osteuropäischen Ethnien. Kurzum begangen die Nationalsozialisten ihre Morde aus einem *rasseideologischen* Grund, während die Deutschen in der Nachkriegszeit von den Völkern Osteuropas tendenziell mehr als *KriegsverbrecherInnen* angesehen wurden. Die Internierung der Deutschen erfolgte *nicht* aus *rasseideologischen* Gründen und zielte NICHT auf die systematische, industrielle und vorsätzliche Ermordung, bzw. Ausrottung der Deutschen. Dies stellt den wohl größten Unterschied zwischen den tatsächlichen KZ, von Deutschen errichtet, und den von der Zeugin als KZ bezeichneten Internierungslagern dar. Trotz allem, muss man auch das Vorgehen der osteuropäischen Ethnien gegenüber den Deutschen kritisch betrachten, denn die Motivation war in den meisten Fällen ein (ob der deutschen Verbrechen zwar verständliches, jedoch ethisch problematisches) Rachebedürfnis, was auch zu schweren Misshandlungen, (unsystematischen und willkürlichen) Ermordungen oder Vergewaltigungen führte, welche selbstverständlich ebenso zu verurteilen sind.

uns allen sehr am Herzen lag. Die Eltern hatten sie zur Hochzeit 1926 geschenkt bekommen. Seit ich denken konnte, hatte sie bei uns in der Wohnstube gehängt. Sie war auch etwas Besonderes. Das sagt schon der Name. Sie war keine gewöhnliche Kuckucksuhr, sondern hatte einen zusätzlichen Wachtelruf. Sie wollten wir auf alle Fälle „rausbringen“. Deshalb nahm meine Mutter schon frühzeitig mit dem P. Alfred Kontakt auf. Sie war mit seiner Frau Laura in die Lerchenfelder Schule gegangen. Die waren auch bereit, den Karton, in den wir sie sorgfältig verpackten, mitzunehmen als sie „rausmachten“. Und das geschah bald. Ich glaube sie sind schon im Sommer 1945 mit Sack und Pack raus nach Sachsen. Unsere Wachteluhr war also viel eher in Vierzonendeutschland als wir. Am Herzen lag uns außerdem ein Teeservice. Es war ein ganz besonderes Hochzeitsgeschenk meines Onkels Michl an meine Eltern gewesen. Dieser Onkel, den die älteste Schwester Anna meines Vaters geheiratet hatte, war in Karlsbad Porzellanmaler gewesen. Auf das sechsteilige Service mit Kanne und Sahnegießer hatte er Szenen aus Wagneroperen gemalt. Wir behandelten es, solange wir es bis 1946 in der Heimat in Besitz und Gebrauch hatten, so ehrfürchtig, dass wir es eben kaum gebrauchten. Es war also noch unbeschädigt, als wir es vorsichtig in Papier einwickelten und in einem Karton verpackten. Es war so verwahrt, dass es schon einmal einen Stoß aushalten konnte. Natürlich wussten wir, wie zerbrechlich dieses Porzellan war und dass deshalb trotz der Vorsicht die Gefahr bestand, dass in der Turbulenz des Vertreibungsgeschehens unser wertvolles Teeservice zu Bruch oder sonst wie verloren gehen konnte. Aber meine Mutter sagte: „In jedem Fall ist auch dann sicher, dass es die Tschechen nicht bekommen. Die werden sich dann ja noch unser Kaffeeservice nehmen, das wir nicht mitnehmen können. Und wer weiß, vielleicht haben wir Glück.“ Um solches Glück Wirklichkeit werden zu lassen, schaffte meine Mutter die Voraussetzung durch die Kontaktaufnahme mit den B.'s. Die wohnten in Großkaudern. Gleich am Dorfeingang links von Gatschken her hatte er sein Haus. Schon in der Zwischenkriegszeit war er dorfbekannter Kommunist gewesen und – das war wichtig – nach dem Krieg von den Tschechen anerkannter Antifaschist. Deshalb gehörte er auch zu denen, die mit dem größten Teil ihrer beweglichen Habe in einem Güterwaggon aussiedeln durften. Ihnen vertraute meine Mutter unser Wagnerservice an. Ob sie ihnen damals etwas dafür bezahlt hat oder was sie ihnen dafür geboten hat, weiß ich nicht mehr. Jedenfalls nahmen es die B.'s mit. Das muss irgendwann im Sommer 1946 gewesen sein, einige Monate vor unserer Ausweisung, sodass auch unser Service eher im „Reich“ war als wir.

Heute, im Rückblick, ist an diesen Wachteluhr- und Wagnerserviceepisoden bemerkenswert, woran das Herz der Menschen hängt und worum er sich kümmert, wenn er in solchen extremen Situationen ist. Hätte es damals nicht Wichtigeres gegeben: Grundbuchauszüge, Kataster, Urkunden, Pläne. Im späteren Urteil wird manche Handlung und Entscheidung rätselhaft, weil die Empfindungen des Augenblicks später kaum noch mitbedacht werden können. Interessant ist heute noch an den beiden Episoden, dass sie sich in gewisser Weise erst nach 50 Jahren vollendet haben: Beide Sachen, sowohl die Wachteluhr wie auch das Wagnerservice sind zumindest in wesentlichen Teilen wieder in unsere Hände gelangt. Im Falle des Porzellans dauerte es zwei Generationen. Nur zum Teil daran Schuld ist die Teilung Deutschlands. Während wir uns 1949 schließlich für den Rest der DDR-Zeit auf den Höhen des Erzgebirges niederließen, waren die B.'s in Groß Gerau in Hessen gelandet. In den Notjahren der Nachkriegszeit im zerstörten Deutschland hatten wir zunächst andere Sorgen als das Wagnerservice – B.'s sicher auch. Aber 1951 etwa war schon Zeit daran zu denken. Meine Mutter erfuhr die Adresse der B.'s von der T.-Ella, die nach Krakow am See⁶ vertrieben worden war und mit ihnen verwandt war. Sie schrieb also nach drüben, an die B.'s im anderen Deutschland und erhielt die Antwort, dass wesentliche Teile des Wagnerservices bei Hausbau und Umzug zu Bruch gegangen seien. Das mussten wir natürlich glauben und wir beschieden uns mit dieser Auskunft, denn was hätten wir im geteilten Deutschland unternehmen sollen. Aber der Gedanke an dieses Service, es war ja auch ein Stück Heimat, ließ uns in den folgenden Jahrzehnten nicht los. Nach dem Tod meiner Eltern lebte er in meinem Kopf weiter. Immerhin mussten noch Reste vorhanden sein und die wollte ich haben. Nach der Wende konnte mir die L.-Brigitte, die Tochter von der T.-Ella, die Telefonnummer von den B.'s geben. Und siehe da, die Reste des Wagnerservices existierten dort immer noch, wenn auch natürlich schon in der dritten Generation. Der war das Porzellan wahrscheinlich inzwischen mehr eine Last als einst ihren Großeltern und so wechselte das Wagnerservice fast 70 Jahre nachdem es einmal Hochzeitsgeschenk gewesen war noch einmal den Besitzer. Und bei uns steht es richtig. Denn wer könnte glücklicher darüber sein. Jedes Mal, wenn ich es anschau, fallen mir hundert Geschichten ein, in denen meistens die lieben Menschen vorkommen, die heute vor allem noch in meinem Gedächtnis leben.

Die Wiederinbesitznahme der Wachteluhr ist schneller erzählt. 1949 konnten wir endlich aus Mecklenburg nach Annaberg-Buchholz auf den Kamm des Erzgebirges

⁶ In Mecklenburg-Vorpommern.

ziehen. Natürlich hatten wir uns deshalb darum bemüht, weil wir damals immer noch glaubten, dass es bald zurück in die Heimat ginge. Dann wäre es natürlich von dort näher ins Elbtal gewesen. Das konnten wir später von dort aus nur öfter besuchen. Dafür gelangten wir aber tatsächlich wieder in den Besitz der Uhr. Auf dem Bahnhof in Buchholz begegneten wir nämlich zufällig dem P.-Alfred. Wir dachten natürlich sofort an die Uhr, fragten zunächst aber ganz unverfänglich und teilnahmsvoll: „Na Alfred, wie geht’s euch denn? Lebt deine Frau Laura noch?“ Der Alfred freute sich offenbar, das er uns traf, sagte auch, dass er die Wachteluhr noch habe und lud uns zu sich ein. Dort holte er sie dann vom Dachboden. Sie ging noch und es war auch nichts abgebrochen. Oben breitete immer noch der Adler beide Schwingen aus und hatte das Rehkitz in seinen Fängen. Vater ölte sie vorsichtig und wir strichen sie mit Lasur. So sah sie aus wie neu. Wir konnten sie sogar so in der Wohnung aufhängen, dass sie laufen konnte. Anfangs fürchteten wir nämlich, dass dies nicht möglich wäre; unser kümmerliches „Wohnzimmer“ war sehr niedrig. Der Adler musste ganz hoch unter die Decke, dass die Gewichte nicht vorzeitig den Boden erreichten und die Uhr zum Stillstand brachten. Heute kann ich noch berichten, dass wir trotz der beengten Wohnverhältnisse mit der Uhr im Haus glücklich sein konnten. Es war hellhörig und die Wachteluhr hatte trotz der Vertreibung nichts von ihrer Stimmgewalt eingebüßt. Trotzdem versuchte ich sogar bei der Uhr zu schlafen. Um Mitternacht war das nicht leicht: vier mal die Wachtel und zwölf mal der Kuckuck. Aber danach ging es besser. Die Nachbarn polterten nicht an die Wände, sondern mahnten uns schon mal, den pünktlichen Gang zu überwachen und sie immer aufzuziehen, dass sie morgens z.B. pünktlich aus dem Haus kämen. Das Haus lebte jahrelang nach dem Schlag der Wachtel.

Inzwischen hängt sie in der Wohnung meines Sohnes. Nach einer Generalüberholung ist sie immer noch im Vollbesitz ihrer Kräfte. Dennoch steht sie meistens. Der Drahring, der den Schall verstärkt, ist ihrem Gehäuse zwar entnommen, aber für das Ruhebedürfnis der nachrückenden Generation ist selbst diese reduzierte Wachtel zu laut.

Wir hatten auch „Schätze“, die waren uns so wertvoll, dass wir sie weder den Antifaschisten anvertrauen noch in unserem Gepäck mitnehmen wollten. Die hatte ich noch mit Vater im Mai 1945 bei uns hinten im Garten verwahrt. In meiner Gegenwart hat er ein Weckglas mit unserem Schmuck hinten am Tellerbirnbaum vergraben. Es war vorsichtshalber in Teerpappe eingewickelt. Das Loch war 1,5 Meter vom Baum entfernt. Natürlich hatten wir darauf geachtet,

dass uns niemand beobachtete. In den verbleibenden siebzehn Monaten, die wir danach noch drin waren, blieb das Versteck noch unberührt. Aber danach muss es der tschechische Bewohner unseres Anwesens oder eben ein Schatzsucher gefunden haben. Schon in den 60er Jahren reisten wir öfter in die Tschechei,⁷ aber erst 1979 gelang es mir erstmals, einige Augenblicke an dem Versteck unbeobachtet von Tschechen nachforschen zu können. Ich fand nichts. Der Birnbaum stand auch nicht mehr. Unter Umständen hatten die Baumfäller die Erde so aufgewühlt, dass dabei auch unser Schatz zutage trat. Hoffentlich hat er dem Finder Glück gebracht und nicht Streit und Totschlag heraufbeschworen. Weil ich inzwischen mit vielen heimatvertriebenen Leidensgenossen gesprochen habe, weiß ich, dass wir nicht die einzigen waren, die etwas versteckt haben. Es war eher die Regel, dass etwas versteckt wurde; denn natürlich glaubten die meisten, dass wir in absehbarer Zeit wieder in die Heimat zurückkämen. Besonders die ersten zehn Jahre nach der Vertreibung bis 1955 müssen für die Tschechen, die sich in den deutschen Besitz gesetzt hatten, interessant gewesen sein. Immer wieder müssen sie auf Verstecke gestoßen sein. Das ist ein Teil der Zeitgeschichte, der wahrscheinlich von niemand aufgeschrieben wurde.⁸

⁷ Richtiger Name: Tschechien. Der Begriff Tschechei hat einen pejorativen Klang.

⁸ Dieser Teil der Zeitgeschichte wurde u.a. von Andreas Kossert und auch von der polnischen Autorin Karolina Kuszyk beleuchtet und thematisiert.